

DIE HEIMAT



Beilage zum Verdener Anzeigenblatt

Nr. 19

September

1927

Alte Häuser in Verden

Das Landbunthaus

Obgleich Verden als Bischofsitz im Mittelalter eine gewisse Bedeutung hatte und als eine der ältesten Kulturstätten Norddeutschlands anzusprechen ist, hat es außer den Kirchen nur verhältnismäßig wenige bemerkenswerte Gebäude aufzuweisen, die den Wandel der Zeiten überstanden haben. Was noch vorhanden ist, sind meistens Fachwerkbauten, die neuerdings dank der Anregung des Heimatbundes wieder liebevoll gepflegt und bunt ausgemalt werden, nachdem man sie jahrzehntelang in dem Bestreben, massive Häuser vorzutauschen, einfach grau überpinselt hatte. Wo die Häuser tatsächlich eine massive Front erhalten haben, sind sie doch im Kern die alten Fachwerkhäuser geblieben. Das fast gänzliche Fehlen von massiven Bauten könnte verwunderlich erscheinen, da Verden in seiner Johannisikirche den ältesten Ziegelbau Norddeutschlands aufzuweisen hat, findet aber wohl seine Erklärung darin, daß die Stadt wiederholt von Feuersbrünsten heimgesucht ist und daß in den traurigen Zeiten, die dem Dreißigjährigen Krieg folgten, die in Verfall geratenen Häuser in der denkbar einfachsten Weise wieder aufgebaut wurden. Dafür, daß auch in Verden in früheren Zeiten kunstvollere Bauten vorhanden gewesen sein müssen, sprechen viele Anzeichen. Bei Häuserabbrüchen wurden alte Werksteine in den Fundamenten gefunden: u. a. bei einem in der Ratsapotheke vorgenommenen Umbau reich geschnitzte eichene Fensterprofile vorgefunden, die als Kellerholz zu den Decken benutzt, augenscheinlich von einem früheren Bau stammten, der später dem jetzigen einfachen Gebäude Platz gemacht hat.

Sämtliche Domherren hatten in der Süderstadt ihren Wohnsitz. Der Rat wachte eifersüchtig darüber, daß sich keiner von ihnen in der Norderstadt ansiedelte; es genügte ihm wohl, daß der Bischof in dem nahe beim Rathaus gelegenen Stiftshof (in der jetzigen Stiftshofstraße) seine Residenz aufgeschlagen hatte. Desto ungezügelter konnten sich aber die vielen Würdenträger der Kurie in der Süderstadt entfallen. Wappen an vielen Häusern zeugen noch heute davon, daß dort Domherren gewohnt haben; nur wenige konnten sich aber massive Häuser leisten. So vor allem der Graf von Hoya, der in der Nähe des Doms in dem jetzigen Strukturhof einen seiner vornehmen Abstammung würdigen Bau errichtet hatte, und ein Domherr, der an nicht minder bevorzugter, wenn nicht noch schönerer Lage, an der oberen Achternstrat, der jetzigen Oberen Straße ein Haus erbaute, das noch heute der Straße zur Erde gereicht und jetzt als Sitz des Landbundes eine würdige Bestimmung gefunden hat.

Sehen wir uns das hochaufgetrepte, mit einem Obergeschoß versehene breit hingelagerte Haus, das kürzlich einer gründlichen Erneuerung unterzogen worden ist, einmal näher an, so fällt uns gleich das schöne Portal, das in Verden nicht seines gleichen hat, ins Auge. Von hohen Holzpilastern eingerahmt, die mit Akanthusblättern geschmückte Kapitälchen zieren, bekrönt sich in dem Oberlicht der Tür eine zierliche Laterne. Über dem Portal, zu dem eine Anzahl Steinstufen hinaufführen, ist in einer Kartusche ein Allianzwappen angebracht, das in der neuen farbigen Ausmalung ganz besonders wirkungsvoll ist. Das links befindliche Wappen zeigt im Mittelfeld ein schreitendes Sachsenroß, und über dem geschlossenen Turnierhelm befindet sich ein geflügeltes Roß, das seinerseits von zwei Füllhörnern flankiert ist. Das andere Wappen zeigt

im Mittelfeld über drei auf Erhöhungen stehenden Schwertklingen einen Widder, der sich in der Helmbekrönung wiederholt. Trotz vielfacher Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, Näheres über das Wappen nachzuweisen; vielleicht verhelten diese Zeilen dazu. Seitlich vom Hause befindet sich ein in Sandstein hergestellter gewölbter Torbogen, der in dem an der Großen Fischerstraße gelegenen Tor zu dem von Schulenburgschen Hause ein Gegenstück hat und der als Einfahrt zu dem geräumigen Hof dient. Das Haus ist aus Backsteinen in Klosterformat erbaut. Sowohl der Sockel als auch die vier Ecken sind aus Werkstein ausgeführt, und zwar sind die Eckquader umschichtig mit der Längs- und Querseite versehen. Sehr interessant ist es, daß diese Werksteine zum Teil noch deutlich zu erkennende Steinmehzeichen tragen, und zwar, soweit sich von unten aus feststellen läßt, in zwei verschiedenen Formen, von denen man die eine etwa mit einem Pfeil bezeichnen könnte und die andere zwei gegeneinander gestellten Bieren gleicht. Es dürfte noch in Erinnerung sein, daß bei dem Muffstein erregenden Sandsteinfund in der Weser bei Niederbönen auch die Steinmehzeichen eine Rolle spielten. Einer dieser Steine hat seinerzeit zu dem Bornemahergedenkstein in Verden Verwendung gefunden, und man kann sich davon überzeugen, daß hier auch eine 4 in dem Steinmehzeichen vorhanden und eine gewisse Verwandtschaft mit den Quadrern an dem Landbunthause also nicht zu verkennen ist. Meines Wissens ist dieses der einzige Profanbau in Verden, an dem Steinmehzeichen festzustellen sind; es läßt dies jedenfalls auf ein hohes Alter und eine nicht alltägliche Sorgfalt in der Ausführung des Baus schließen, zumal da auch die Giebel in Sandstein hergestellte Gliederungen aufweisen. Das Haus dürfte früher freier als jetzt gelegen haben, denn andernfalls würde man wohl kaum Sandsteinverzierungen an den Giebeln angebracht haben; auch scheinen schon in früheren Zeiten bauliche Veränderungen an dem Hause vorgenommen zu sein, da sich an der einen Seitenwand noch deutlich zugemauerte breite Fenster feststellen lassen. Die Rückseite des Hauses dürfte auch nicht mehr ganz in der ursprünglichen Form erhalten sein, wenigstens läßt ein gewölbteartiger Einbau in der Mitte des Hauses darauf schließen. Unter dem ganzen Hause befinden sich riesige Kellerräume, die lange Jahre hindurch einer namhaften Bremer Weinfirma als Lager dienten. Hinter dem Hause umschließen große Nebengebäude einen geräumigen Hof, auf dem sich früher eine Pumpe befand, die zu dem mittelalterlichen Aussehen des Hauses gerade von der Rückseite aus sehr schön paßte, aber vor einigen Jahren verschwunden ist. Das Gebäude selbst enthält große helle Räume von einer ungewöhnlichen Höhe, in denen der Landbund ein schönes Heim gefunden hat. U. M.

D. Daniel Lüdemann

Zu seinem 250. Todestage am 16. September 1927.

Am 16. September fährt sich zum 250. Male der Todestag des Stader Generalsuperintendenten D. Daniel Lüdemann. Lüdemann war einer der ersten Beamten des Stader Konsistoriums, das von den Schweden bekanntlich im Jahre 1651 begründet wurde, und der zweite Stader Generalsuperintendent. Er gehörte nicht zu den sechs „Großen“ in der Reihe der 11 Stader Generalsuperintendenten, dennoch ist er es wohl

wert, daß man seiner an seinem 250. Todestage gedenkt. Insbesondere gilt dies freilich für die Stadt Bremen, da er dort mehr als 20 Jahre als Superintendent und Oberpfarrer am königlich schwedischen Dom gewirkt hat. Mit dieser Stelle war früher auch das Amt eines Konsistorialrates im Konsistorium verbunden.

An dieser Stelle sei bei dieser Gelegenheit kurz auf das kirchliche Verhältnis der Hansestädte Hamburg und Bremen zu dem Stader Konsistorium bezw. dem Kurfürstentum Hannover eingegangen. Der Dom in Bremen wurde im Jahre 1639 von dem letzten Erzbischof Friedrich den Lutheranern als Pfarrkirche eingeräumt. Im westfälischen Frieden ging er daher als lutherisches Eigentum der Erzbischöfe in schwedischen Besitz über. Schweden errichtete am Dom eine Superintendentur. Als die Herzogtümer 1715 an Hannover kamen, dauerte dies Verhältnis fort. Erst 1802 trat Hannover den Dom an die Stadt Bremen ab, die Superintendentur wurde aufgehoben, und das Verhältnis mit dem Stader Konsistorium wurde gelöst. Ähnlich so verhielt es sich mit dem Dom in Hamburg. In den Jahren 1731/32 wurde die Reichsunmittelbarkeit der Städte Hamburg und Bremen auch von Hannover durch einen Rezejß anerkannt. Die hannoversche Regierung trat damals den Dom in Hamburg an die Stadt Hamburg ab, während, wie schon gesagt, Hannover die Territorialgewalt über den Dom in Bremen behielt. Als dann Bremen im Jahre 1741 das Amt Blumenthal an Hannover abtrat, behielt die Stadt noch das Patronat über die beiden reformierten Kirchspiele Blumenthal und Neuenkirchen, u. zwar bis zum Frieden von Luneville im Jahre 1801.

Lüdemann war der erste Superintendent in Bremen. Er war kein Einheimischer, sondern ein Pommer. Da Vorpommern wie auch Bremen und Verden schwedisch waren, fand zu der damaligen Zeit ein Beamten- und besonders ein Predigeraustausch zwischen diesen beiden Landesteilen statt. Auf diese Weise kam auch Lüdemann nach Bremen. Er war im Jahre 1621 in Pasewalk geboren. Von seiner Jugend und von seinen Eltern wissen wir wenig. Seine Eltern sollen im Dreißigjährigen Kriege fast ihre ganze Habe verloren haben. Daniel mußte, da er seine Eltern früh verloren hatte, seine Jugend bei fremden Leuten zubringen. Im Jahre 1640 bezog er die Universität in Königsberg. Er studierte anfänglich Jura, sattelte aber bald zur Theologie über und brachte es in wenigen Jahren zum Magister. In Kopenhagen, Rostock, Greifswald und Leipzig setzte er seine Studien fort. In Leipzig scheint sein väterliches Vermögen zu Ende gegangen zu sein; denn er trug sich mit der Absicht, eine Lehrer- und Kantorstelle in Pommern anzunehmen. Es sollte aber anders kommen. Ein Kaufmann, dessen Name nicht überliefert ist, hörte den jungen Theologen predigen. Er erkannte dessen Begabung und verschaffte ihm die Mittel zum Weiterstudium. Später empfahl er ihn an den schwedischen Generalissimus, Pfalzgrafen Karl Gustav, der ihn zum Hof- und Feldprediger machte und ihm auch ermöglichte, in Jena die theologische Doktorwürde zu erlangen. Als er zwei Jahre später in Schweden war, erfolgte — ohne sein Zutun — seine Ernennung zum Generalsuperintendenten in Vorpommern und gleichzeitig zum obersten Professor an der Universität in Greifswald. Diese Stelle hat er aber nie angetreten, denn inzwischen wurden ihm noch zwei andere Stellen angeboten, und zwar die Hauptpastorstelle an der St. Cosmankirche in Stade und die Superintendentur am Dom zu Bremen. Er entschied sich für Bremen und wurde dort am 7. Februar 1652 vom Generalsuperintendenten Havemann eingeführt.

In Bremen entfaltete er eine rege seelsorgerische Tätigkeit. Er war nun zwar Oberpfarrer am Dom, hatte aber nicht das Recht erhalten, einen Beichtstuhl zu halten, solange die beiden bisherigen Prediger Johann Fürsen u. Casper Schacht lebten. Um ihm Platz zu machen, wurde Johann Fürsen 1654 zum Superintendenten in Verden ernannt. Fürsen aber weigerte sich, diesen Ruf anzunehmen, worauf er einfach seines Amtes entsetzt wurde. Neben der seelsorgerischen Tätigkeit widmete er sich im besonderem Maße der Schule. Das Bremer Rektorat wurde nämlich durch die Berufung des Rektors Samuel Schermers zum Pastor in Geversdorf (Neuhaus-Orte) erledigt. Lüdemann sprang hilfreich ein und hielt selbst in der ersten Klasse unentgeltliche und öffentliche theologische Vorlesungen, die er dann auch noch fortsetzte, als bereits Martin Kessel das Rektorat übernommen hatte. Bremen wurde seine zweite Heimat. Ein enges und vertrauensvolles Band verknüpfte ihn mit seiner Gemeinde. Seine Beliebtheit in der Gemeinde kam besonders zum Ausdruck, als er 1673 von der schwedischen Regierung zum Nachfolger des verstorbenen Generalsuperintendenten Michael Havemann ernannt wurde. Die Bremer suchten ihn mit allen Mitteln zu halten, und Lüdemann selbst trat erst

nach mehrfachen Befehlen der Regierung seinen neuen Posten an. Daß er in dieser Stellung nicht das geleistet hat, was man von ihm vielleicht erwartet hatte, war begründet in den Zeitverhältnissen. Ihm sagte die theologische Polemik der Zeit und ferner das Verfahren der schwedischen Regierung nicht zu. Außerdem wurde die Tätigkeit des Konsistoriums durch feindliche Besetzung der Herzogtümer lahmgelegt. Lüdemann starb schon nach drei Jahren am 16. September 1677. Er hat verschiedene Schriften hinterlassen, die Zeugnis ablegen von seinen großen seelsorgerischen Fähigkeiten.

Lüdemanns Geschlecht ist in Bremen-Verden mit ihm ausgestorben. Er war zweimal verheiratet, und zwar mit einer Tochter des Hamburger Pastors Müller und der Tochter des Generalsuperintendenten Havemann. Der ersten Ehe entsprossen zwei Töchter, die aber schon früh gestorben sind.



Heimatlid

Singweise: Strömt herbei . . .

Muß dich doch lieben, dir gehören,
Du deutsches Niedersachsendolk,
Kann nie und nimmer von dir lassen
Und wenn die ganze Welt es wollt.
O Himmel, deine schöne Fluren,
Du liebe Heide braun und rot,
Und ob es sind nur düst're Fuhren:
Dir bin ich treu bis in den Tod.

Ihr schönen Wälder, Berg' und Täler,
Der satten Marschen grüne Flur,
Das Raufchen weiter Aehrenfelder,
Im weichen Sand des Wildes Spur!
Viel holde Mädchen, prächt'ge Frauen,
Das Aug' blißblank und blond der Jopi,
Welch' schöne, sonnige Gestalten
Hat uns're liebe Heimat doch.

Schaut nur das Jungvolk und die Alten,
Wie trugig und so prächtig doch!
Sie stehen fest wie ihre Eichen,
In ihnen lebt die Treue noch.
Nie möge deutsche Treue weichen;
Uns eint des Blutes heilig Band.
Wo Herz und Hand in Treu sich einen,
Ist unser deutsches Vaterland!

B.



Die Münzensammlung Schubert im Verdener Museum

Wie bereits an anderer Stelle berichtet, ist die Münzensammlung des Reichsbahnamtmanns i. R. Ferdinand Schubert, Verden, vom Verdener Heimatbund unter günstigen Bedingungen erworben und am 2. September im Museum zum erstenmal gezeigt worden. Ueber den Werdegang und die Bedeutung der Sammlung führte der bisherige Besitzer dabei etwa folgendes aus:

Schon als ganz kleiner Junge verkehrte ich in meines Vaterstadt Meisse (Schlesien) viel im Hause eines Freundes meines Vaters, eines Lederhändlers. Dessen Pflegetohn hatte einen ganzen Beutel voll alter Münzen, solche vom alten Fritz, von der Maria Theresia, französische, englische, amerikanische, ja sogar einige alte römische. Der Besitzer muß mir seinen Schatz wohl öfter gezeigt haben, jedenfalls hatten's diese Münzen mir angetan, und so als Zehnjähriger fing ich an, ebenfalls Münzen zu sammeln. Meine früheste Erinnerung in dieser Richtung stammt aus dem Jahre 1876. Als ich da zwischen Ostern und Pfingsten längere Zeit krank lag, besuchte mich der schon erwähnte Lederhändler und brachte mir zwei kleine, ganz blankte Silbermünzen, wie sie derzeit gerade aus dem Verkehr gezogen wurden. Die Stücke sind noch jetzt in der Sammlung. Für das Münzensammeln war das Jahr 1876 als Ausgangspunkt wie geschaffen. Bis 1876 waren wohl schon Goldmünzen aufgrund des Gesetzes von 1871 herausgekommen, die große

Masse des übrigen neuen Reichsgeldes aufgrund des Gesetzes vom 9. Juli 1873 war aber doch erst 1876 geprägt und in den Verkehr gebracht worden. Dafür wurde natürlich das bisherige Ländergeld aus dem Verkehr gezogen und eingeschmolzen. Um wieviel verschiedene Arten von Münzen es sich dabei gehandelt hat, selbst nur innerhalb der in Norddeutschland ja am meisten verbreiteten Talerwährung, davon machen wir uns heute, wo wir nur Mark und Pfennige kennen, nur schwer einen Begriff. Genug, es war eine Gelegenheit zum Münzensammeln, wie sie günstiger nicht gedacht werden konnte, und ich habe sie ausgenutzt, so gut ich vermochte. Einmal sogar recht lohnend dadurch, daß ich in einem benachbarten Dorfe die Klingelbeutelpfennige einer Durchsicht unterzog, was, wie ich gut 30 Jahre später erfuhr, andere Münzensammler aber auch getan haben. Mein Vater hatte einen großen Bekannten- und Verwandtenkreis und war nicht so zurückhaltend, wenn es galt, ein Paar alte Münzen zu erwerben. Zum nahen Oesterreich hatten wir durch meine in Mähren geborene Mutter auch rege Beziehungen. Kurzum ich bekam aus allen Ecken alte Münzen. Zuerst habe ich wie jeder Anfänger die Münzen genommen wie sie kamen, in- und ausländische, und das war so auch ganz richtig, ich bekam dadurch doch einen wenn auch beschränkten Einblick in das ganze Münzwesen. Aber schon bald beschränkte ich mich auf deutsche und österreichische Münzen. Eine entscheidende Wendung im ganzen Sammeltrieb trat ein, als ich, wohl 1882, als Gymnasiast mit einem Major in Verbindung trat, der mir als eifriger Sammler bezeichnet worden war. Der Herr — er lebt als General noch in seiner und meiner Vaterstadt Neisse und steht heute im 86. Lebensjahr — schenkte mir nicht nur eine große Anzahl Münzen, er überließ mir öfter auch ein Buch über Münzen, und dadurch erhielt ich so nach und nach allerhand wertvolle, geschichtlich-wissenschaftliche Unterlagen, wie sie für das Münzensammeln unentbehrlich sind. Namentlich solche über die Regierungszeiten der einzelnen Fürsten und über deren Wappen.

Am 5. Januar 1884 kam ich als Eisenbahn-Zivilsupernumerar nach Verden. Von diesem Tage an rechnet meine Verbindung mit Verden und im weiteren Sinne mit Niedersachsen. Als echter Sammler bin ich sicher schon den Tag darauf, einen Sonntag, zum Goldschmied gegangen, um nach alten Münzen zu fragen. Er hatte welche, ließ sie mir auch preiswert ab und wurde mir schließlich ein lieber Freund und Berater. Es war der den meisten Lesern wohl noch gut bekannte August Jäger, der letzte Goldschmied von Verden. Durch ihn lernte ich etwas später auch Herrn Friedrich Tewes kennen, der, ein halber Verdener, als Münzenkenner schon damals recht bekannt war. 1889 kam ich nach Bremen, und dort schrieb ich 1892 meinen ersten münzenkundlichen Zeitungsartikel, „Rückblick auf Bremens Münzwesen“ in den Bremer Nachrichten. Ihm sind später noch weitere gefolgt, auch in anderen Zeitungen, sie haben sich aber alle in der allgemeinverständlichen Richtung bewegt, wie sie sich für eine Zeitung mit größerem Leserkreis von selbst ergibt. Inzwischen war ich Familienvater geworden, auch mehrfach verheiratet worden, den alten Münzen war und bin ich aber immer treu geblieben, wo ich auch war, selbstverständlich immer in den Grenzen meines Geldbeutels. Eine entscheidende Wendung nahm meine Sammlung in Stendal (1905 bis 1909). Dort las ich ein Werk über Heinrich den Löwen, nahm dabei meinen alten Geschichtsatlas zur Hand, und da sah ich, welch schön geschlossenes Gebiet ich sammeln sollte: Das alte Herzogtum Sachsen! In Stendal hatte ich auch zum erstenmal Gelegenheit, meine münzenkundlichen Kenntnisse für die Allgemeinheit zu verwerten. Dort war der Geh. Sanitätsrat Dr. Haake gestorben, hatte seine wertvolle Sammlung brandenburgischer Münzen der Stadt vermacht, war aber mit dem Einordnen der Stücke nicht ganz fertig geworden. Zur besonderen Freude der Witwe und des Magistrats führte ich die Arbeit zu Ende.

Ein anderes münzenkundliches Geschehnis folgte, als ich am 1. April 1909 nach Hannover verheiratet wurde. Ich gründete dort schon im Dezember desselben Jahres den „Verein für Münzen- und Medaillensammler“, der 1912 auf meine Anregung in „Numismatischer Verein für Niedersachsen“ umgetauft wurde. Bei dieser Gründung spielt auch Verden eine Rolle: ich hatte wohl schon einige Mitglieder, aber noch keinen Vorsitzenden, und den nannte und gab mir August Jäger in Verden. Es war der leider dieses Jahr verstorbene Professor Dr. Fritz Goebel, ein Pastorensohn aus der Zevener Gegend, der auch einige Jahre das Verdener Gymnasium besucht hatte und von dem auch der kleine Zevener Münzenfund stammt, der in der Sammlung vertreten ist. Durch meine Tätigkeit in diesem Verein und durch meine Teilnahme an den

Tagungen der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Graz (1911), Würzburg (1912) und Breslau (1913) und die dadurch gewonnenen persönlichen Beziehungen vertiefte sich selbstverständlich mein ganzes münzenkundliches Wissen, namentlich auf niedersächsischem Gebiet. Als weitere Folge hiervon ist es anzusehen, daß ich Verden zum Ausgangs- und Mittelpunkt meiner Sammlung machte, an das sich die übrigen Teile Niedersachsens strahlenförmig angliedern sollten, und daß ich schließlich im Verein mit Goldschmied Jäger den kühnen Plan faßte, dereinst im Ruhestand nach Verden zu ziehen und dann hier ein Museum zu gründen, mit Büchern und meinen Münzen als Morgengabe. Aus diesem letzten Punkt ist trotz meines Zeitungsaufrufs von 1912 und trotz meiner sonstigen Bemühungen damals nichts geworden, aber das Museum ist zu meiner ganz besonderen Freude doch gekommen, freilich etwas später und von anderer Seite. Daß ich die bischöflich Verdener und die herzoglich Bremen-Verdener Münzen dem Museum schon früher gestiftet habe, ist wohl bekannt. Jetzt folgt der übrige, der Hauptteil meiner Sammlung, allerdings nicht ganz kostenlos; bei den durch den Krieg so veränderten Verhältnissen ging das nicht. Aber mein langjähriger Wunsch, meine Münzen geschlossen der Nachwelt zu erhalten, ist erfüllt, und das ist mir eine besondere Beruhigung und Freude. Die Münzen sind mir Lebensweg gewesen und Lebenswerk geworden.

Die Sammlung umfaßt das Gebiet des Herzogtums Sachsen, wie es noch unter Heinrich dem Löwen bestand, also Westfalen, Engern und Ostfalen, daneben aus münzenkundlichen Rücksichten einige Randgebiete, so das Herzogtum Jülich-Cleve-Berg, Ostfriesland und einige ebenfalls außerhalb des alten Herzogtums Sachsen liegende Teile von Schleswig, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg. Sie zeigt — oder soll zeigen — alle Münzen, die in diesem und für dieses Gebiet geprägt sind, also z. B. auch die Münzen, die nach Aufgabe der Münzstätten Minden, Aurich und Magdeburg in Berlin für diese Landesteile geprägt sind. Auf einer Art Landkarte sind die in der Sammlung vertretenen Münzstätten dargestellt. Im übrigen umfaßt sie nicht nur kleine Silber- od. gar nur Kupfermünzen, sondern alle Münzen schlechthin, also auch Taler und einige wenige Goldmünzen, von diesen aus leicht begreiflichen Gründen freilich nur je eine von den Grundarten, von einigen auch deren Teilstücke; goldene 5-, 10- und 20-Markstücke sind nicht dabei, da ich die Reichsmünzen nicht planmäßig gesammelt habe. Eingeteilt sind die Münzen 1. ihrer Lage nach in solche aus Westfalen, Engern und Ostfalen, 2. ihrer Zeitfolge nach in solche des Mittelalters, mit der alten Mönchschrift als Grenze, der neueren Zeit bis etwa 1814 und der neuesten Zeit bis zur Einführung der Reichsmünzen, also bis etwa 1876; einige dieser Reichsmünzen sind als Schluß beigefügt.

Münzen sind vorhanden aus folgenden Gebieten und Münzstätten: Altona, Arolsen, Aurich, Barby, Bardewik, Berlin, Bernburg, Bielefeld, Bocholt, Braunschweig, Bremen, Bremervörde, Bückeburg, Celle, Clausthal, Cleve, Cöln, Cöthen, Coesfeld, Corvey, Detmold, Diepholz, Dortmund, Einbeck, Emden, Esens, Essen, Glückstadt, Göttingen, Goslar, Grevesmühlen, Gültrow, Halberstadt, Halle a. S., Hämmerling, Hörter, Honstein, Hoya, Jever, Kiel, Lauenburg, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Mansfeld, Marsberg, Minden, Münster, Northeim, Oldenburg, Osnabrück, Paderborn, Quedlinburg, Regenstein, Rheda, Ritberg, Rostock, Salzwedel, Schwertn, Soest, Spandau, Stade, Stendal, Straßund, Streitz, Verden, Walfenried, Warburg, Wernigerode, Wildeshausen, Wismar, Wolfenbüttel und Zerbst.



Die Eiche im niederdeutschen Volksglauben

Von Ernst Lüchow.

Die Eiche ist fraglos der hervorragendste, eigenartigste Baum des mitteleuropäischen Waldgebietes. Ihre urwüchsige Kraftgestalt, die kontrastreiche Lichtwirkung der unzähligen Blätterbüschel, ihr donnerähnliches Brausen und das sanfte, geheimnisvolle Säuseln und Raunen im Winde weckt zu allen Zeiten ernste Bewunderung und gemahnende an das Göttliche. Hatten auch Römer sowohl als Griechen ihren Eichenkultus, weisagten selbst die Zeuspriester im Tempel zu Dodana aus dem Rauschen der Eiche und wohnten auch die

römischen Priester, die Druiden (Eichenbewohner), in Eichenhainen, so verwuchs doch nirgends das Wesen dieses gewaltigen Baumes so innig und tief mit der Volksseele als gerade im Niedersachsenlande.

Wie ein getreuer Eckart streckte er seine knorrigen Aeste über das altgermanische Gehöft, und mächtig rauschte er auf die ernste Thingstatt herab. Opferfeuer leuchteten unter seiner Krone, in der die zur Opferzene verwandte heilige Mistel (von deren Samen man meinte, daß er vom Himmel herabfiel) eine große Rolle spielte. Unter dem geheiligten, mit Pferdeköpfen und Schilden geschmückten Baum hob an der Sonnenwendfeier der germanische Priester das mit dampfendem Eberblut gefüllte Horn zur Sonne empor.

Noch jetzt erinnern manche Ortsnamen an heilige Eichen, und von einigen dieser Altherrwürdigen sind noch die Namen in des Volkes Sinnen und Sagen. Der alte Eichenhain auf der Stubbenitz (Stubbenkammer), an der Stätte des jetzigen Buchenwaldes, war der Herda geweiht. Hier schwuren die Wenden ihren Göttern im geheimnisvollen Schatten der Eichenkronen und richteten ihre Gözenbilder auf. Darum, so war der feste Glaube, zerschmetterte der zuende Strahl des Himmels den Frevler, der die Art gegen den hl. Baum erhebe.

Als aber das Licht des Christentums in das Dunkel der heidnischen Wälder drang, verwandelte sich der Eichenkult in Aberglaube. Wodan wurde zum Teufel gemacht, und der hl. Eichbaum verfiel den finsternen Mächten. Aber zäh wie das Holz der Eiche war auch der Glaube des Volkes, und lange Jahrhunderte hindurch erhielt er sich im geheimen in manchen Volksbräuchen.

Wo wendische Stämme wohnten, fand sich noch bis in die neuere Zeit das Scharholz, ein Eichenkloß, neben dem Herde eingemauert. War er verkohlt, zermalmte man ihn zu Staub und bewahrte denselben auf als Schutzmittel gegen Hexerei und kreute ihn zwischen das Saatkorn, um dem Getreide gutes Gedeihen zu sichern.

In hohem Ansehen standen die sogenannten „Krupeiken“, durch deren Doppelstamm die Kranken sich entweder nackt oder bekleidet, je nach der Heilkräftigkeit, hindurchzuzwängen mußten, um Heilung von Lähmung, Gicht oder Bruch zu erlangen. In der Regel nahm man diese Prozedur dreimal an drei aufeinanderfolgenden Tagen vor, doch verlangten einige Heilspender eine Wiederholung bis zu zwölfmal. Verschiedene Wortreihen wurden dabei hergesagt, z. B.:

„Eichbaum, ich klage dir,
die weiße Gicht plaget mir,
die schwarze Gicht,
die gelbe Gicht,
die blaue mehr.
Der erste Vogel, der über diesen Baum fliegt,
nimmt alle meine Gichten mit.
Im Namen usw.“

„Eikboom, ik klag di,
de negenunnegentig Gichten un Schwindel plagen mi.
Un di faelen se plagen
bet an den jüngsten Dagen.“

(Die letzte Strophe wurde im abnehmenden Mond gebraucht.)

Einige dieser Eichen standen in so großem Ruf, daß zahlreiche Kranke von nah und fern zu ihnen wallfahrte und sich mit ihrer Begleitung in der Nähe des Baumes einquartierten. So geschah es noch in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Eine besonders heilkräftige Bedeutung hatte der junge Eichbaum in der wunderreichen Johannismacht. Man zog ein bruchleidendes Kind durch die Deffnung eines eigens zu diesem Zweck gespaltenen Stammes. Drei Männer namens Johann mußten dem Aberglauben gemäß dabei helfen, zwei die Baumteile halten und der dritte das Kind hindurchstecken. Wuchs die sorgfältig verbundene Spalte gut zusammen, so war das Leiden geheilt.

Eine recht umständliche Handlung erheischte die Heilung des Nabelbruchs. Zuerst wurde ein junger kräftiger Eichbaum „magnetisiert“. Dies ging in folgender Weise vor sich: drei Schrittweiten von der Südseite des Baumes zog der Begleiter des Kranken mit einem neuen, kopflosen, drei Zoll laugen Nagel in der Richtung der Haupt- und Nebenäste nach dem Stamm zu Linien in der Luft. Dasselbe wiederholte er in den anderen drei Haupthimmelsrichtungen. Nun wurde der Leidende rücklings an den Stamm geführt und an die Südseite

deselben angelehnt. Die Genesung konnte, so glaubte man, nicht ausbleiben.

Welche hohe Meinung das Volk von den Eichen hatte, ist auch daran zu erkennen, daß das „Notfeuer“, durch welches man das von der Feuerkrankheit befallene Vieh trieb, am besten wirken sollte, wenn die Flamme durch Reiben eines Strides um einen eichenen Pfahl entzündet wurde. — Selbst die lästigen Sommerprossen mußten verschwinden, wenn man sich mit dem Regenwasser des Wurzelstumpfes einer gefällten Eiche wusch. — Und über die medizinische Kraft der Eichen gegen Magenkollik läßt sich Karl Bartsch folgendermaßen schreiben: „An dem Tage, da die Sonne in den Skorpion geht, steige ein Mann auf einen starken, mit Eichen wohl versehenen Baum, zwide die Eichen ab und stecke sie in einen Sack, denn sie müssen die Erde nicht berühren. Wenn nun einer von der Kollik aufs heftigste ergriffen wird, so gebe man ihm einen gestochenen Eichelkern, von welchem die Hülsen geschieden sind, in Wein, so wird es bald helfen.“

In dieser alten Verehrung dieses Felsens unter den Bäumen ist es wohl zum großen Teil begründet, daß die Eiche, besonders in niedersächsischen Landen, ein Fest-, Familien- und Erinnerungsbaum geworden ist. So gibt es viele Eichen bei Städten und Dörfern, sowie in fürstlichen Gärten, welche auf ein wichtiges Ereignis hinweisen. Noch 1871 wurden Hunderte von Friedenseichen gepflanzt, und seit der große Kanzler, der wie ein sturmtrutziger, „eiserne“ Eichbaum im Volksbewußtsein steht, von uns geschieden, rauscht in gar vielen Orten die Bismarkeiche.



De Liefenräd

(Nordhannoversch.)

Von Frik Husmann.

ndz. In Bargdorp is de Pastor verreist. In so'n Fall mööt em in sin Amt de Köster Jungemann verträ'en.

Sönn dags in'eKark denn list Jungemann de Gemeen ut eene Postille vör. Un dat kann he denn so schön, dat de Lüß ganz vull Rührung un Andacht sünd. Kindsbööp un Dodesfälle kamt in Bargsdorp sowieso nich ganz veel vör, de Gemeen is man lütt. Un so kann upp'n poor Wäken de Köster den Pastorndeensd good mit versehn.

Dat Unglück will dat aber, dat nu upp'nmal de ohle Bäcker Krißhan Smoltkooken dot blifft. Alle Lüß geiht dat mächtig nah. Denn Krißhan wörr een gooden Bäcker wesen un harr för de Lüß männig Brot gor maakt un dat ganz eenzelt mal anbrennen laaten.

Nu de Pastor aber nicht dor is, geiht dat nich anners, nu mööt Köster Jungemann de Liefenräd dohn. Un he deiht dat ook nich mehr as gern. Sin Nahber Jochen Cassenkorn, wat Bäcker Krißhan sin leibhaftigen Vetter is, hett den Köster Bescheed seggt un denn ook allerhand von Krißhan sinen Lebenswannel vertelt. Wo good dat he wesen wörr un so wieder. Dor könn de Köster sik denn jo een beten nah richten. De Begräffnisdag is denn ok jo dor. Köster Jungemann geiht in't Tro'erhus un fangt mit sine Liefenräd an. Een önnigen Text kriggt he vör un deelt em in twee Deele. Un as he dormit flor is un hett dor so'n beten über snackt, do fragt he denn amlekt so vör sik hen: „Was sollen wir nun sagen über den verstorbenen Mitbruder? Sollen wir ihn rühmen und glücklich preisen, daß er von der armen Erde hinweggenommen? Oder —?“

Jüdder kummt he vörerst nich, do fallt em Jochen Cassenkorn in't Wort un meent: „Na, Nahber, dat wullt du doch woll am besten weeten, wat du to vertell'n hest! Süh, wat schüllt wi dor jüst öber seggen? Wat is von Krißhan weet, dat hebb ic di doch vör'n poor Dagen flor maakt!“

As Jochen do stillswiegen deiht, do snackt Köster Jungemann jüdder. Un dat maakt he so good, dat Jochen naher meent: „Na, Nahber, nu hett't doch noch god gahn mit dine Räd. Ich weet of gor nich, worüm du uns erst noch lange fragen dööst! Dat harrst gor nich nödig hatt. Du wüßt jülwst good Bescheed! Vetter as wi alltohopen!“

Un dat wörr ok wöhr.

